Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 13 (1923)

Heft: 14

Artikel: Von der Rheinischen Republik

Autor: [s.n.]

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-637119

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Der Junge.

Von Jenny Ritzhaupt.

Bei Professor Soltemeyer hatte sich etwas ereignet, was eigentlich niemand mehr erwartet hatte. Es war ein Kindchen angekommen. Mehr als acht Jahre hatte man sehnsüchtig darauf gewartet, die letzten Jahre hatten das Soltemeyers nur noch im Verschwiegenen getan, um sich nicht lächerlich zu machen, denn sie begegneten beim Ausspruch ihres Wunsches kleinen, mokanten Lächeln. Nun aber war es doch Wahrheit geworden, ihr Sehnen war erfüllt, ihr Kind war da. Und noch dazu war es ein Junge, ein Prachtsjunge. Rosig und rund lag er in seiner Wiege, zehn Pfund schwer.

Das Köpfchen war von einem Kranze kohlpechrabenschwarzer Löckchen umgeben, die Augen zeigten eine tiefblaue Färbung, der kleine Mund stand wie ein Rosenknöspchen zwischen den Pausbäckchen, in denen runde Grübchen lagerten.

Professor Soltemeyer, der Ende der Vierzig war, war ein glückseliger Vater. Oft stand er, seine feinen weißen Gelehrtenhände reibend, vor dem Kinderwagen und schaute voll stiller, stolzer Freude seinen Stammhalter ins friedliche, rosige Gesichtchen.

Frau Professor Soltemeyer, eine kräftige, blonde Frau Anfang der Vierzig, war ebenso glücklich über ihren Jungen wie ihr Mann. Nur verstand sie nicht viel von kleinen Kindern. Sie war sehr unpraktisch und in wirtschaftlichen Dingen sehr unerfahren. Sie hatte eigentlich gar nichts so recht nett vorbereitet, als der neue kleine Erdenbürger seinen Einzug in ihrem Hause hielt. Und Verwandte besaß sie keine, die umsichtig zugegriffen hätten.

So kam es, daß das Kindlein fast gar keine Wäsche hatte, wollene schon gar nicht, Windeln waren auch nur in ganz geringer Zahl vorhanden. Ein Kind kostete gleich bedeutend mehr in diesen schweren Zeiten und darum hatte sie auch aus diesem Grunde bei der Anschaffung der Babyausstattung recht gespart. Das Kindlein aber befand sich ganz wohl dabei. Auch wenn Frau Professor Soltemeyer keine Ahnung vom Wickeln hatte, und der Junge nur eben so unter seinem Bettchen lag wie wir Großen es auch zu tun pflegen. Vielleicht fühlte er sich dadurch sogar geehrt, — wer will die Gedanken eines so kleinen Neulings ergründen.

Professor Soltemeyers zeigten jedem Besuch glückselig ihr Bübchen. Aber sie pflegten wenig Geselligkeit, und es dauerte eine ganze Weile, ehe wir ihn einmal zu Gesicht bekamen. Dann aber führten ihn uns die Eltern glückselig vor. Sie schoben gemeinsam den Wagen mit dem einige Wochen alten Kinde durch die Eßzimmertür gerade unter Lampe in der Mitte des Besuchszimmers. Der Junge schaute mit hellen Augen in das blendende Licht, als sei er es von Geburt an gewöhnt, während andere Kinder sich die Aeuglein zusammenkneifend abwenden.

„Aber Sie haben ja keine Gardinen, Frau Professor," war meine erste erstaunte Aeußerung.

„Ach, was, Gardinen," erwiderte Frau Professor Soltemeyer sorglos, „was brauchen wir Gardinen? Das sind nur Staubfänger, es geht auch so."

„Sie wickeln das Kind ja gar nicht," rief meine Schwester erstaunt aus, als Herr Professor Soltemeyer die Wagendecke zurückschlug, um uns die runde Fülle der kleinen Glieder zu zeigen.

„Nein, so kann er sich doch viel freier bewegen," meinte der Professor, die drallen Beinchen seines Buben streckend, „was braucht er Wickel."

Bei diesen Worten nahm er das kleine Wesen ohne viel Umstände aus dem Wagen heraus. Er ergriff es unter den Armen und hob es hoch empor. „Ist es nicht ein Staatsjunge?" rief er fröhlich. „Wer hätte das gedacht, daß wir noch einmal solch einen Prachtskerl unser eigen nennen würden!" —

Er ließ das Kind auf und nieder hopsen, während sein schwaches Köpfchen haltlos hin und her baumelte.

„Sie müssen ihm aber doch das Köpfchen stützen," rief ich tadelnd aus.

„Freilich," mischte sich Frau Professor Soltemeyer ein, „ich sage es jeden Tag wohl zehnmal. Mein Mann ist zu unvernünftig mit dem Jungen."

Der Professor drückte statt jeder Antwort das Kind mit inbrünstiger Festigkeit an seinen Rock, der kleine Mund saugte sich fest an einem großen runden Knopf, was sein Entzücken erregte. Frau Professor sah unser Entsetzen und entriß ihrem Manne ziemlich heftig das Kind.

„Gib her," sagte sie ärgerlich und legte ihn schnell in seine Kissen zurück. Sie deckte ein Zeitungsblatt über das Kind, damit es schlafen könne, denn der Wagen hatte weder Plane noch Gardinen.

Wir wagten leise zu zweifeln, daß der kleine Junge bei dem Lärm, dem Licht und unter dem dunstigen Blatt liegend, einschlafen würde, aber er war ein sehr braves Kind, — schon nach fünf Minuten war er fest eingeschlafen.

Auf dem Nachhausewege sprachen wir über Professor Soltemeyers und ihren Jungen. Mit welcher Sorgfalt und zärtlicher Umständlichkeit wurden unsere Kinder erzogen, und hier bei so viel Liebe — welche Sorglosigkeit, welche Unvernunft, beinahe Nachlässigkeit!

„Aber solche Kinder werden sicher groß und sind meist die gesündesten," sagte meine Schwester. „Es ist oft ganz merkwürdig. Gerade die Kinder, auf die man sehr viel Mühe und Sorgfalt verwendet, sterben uns unter den Händen oder werden schwach und kränklich. Die andern aber gedeihen desto besser."

„So ist es mit Professor Soltemeyers Jungen," erwiderte ich lachend, „der wird sicher ein Pomeränzchen, das sollt ihr sehen."

Von der Rheinischen Republik.

Die ausländische Presse weiß wenig von der Existenz jener Bewegung, welche die Loslösung der Rheinlande vom deutschen Reichsverbande bezweckt und in zahlreichen Spielarten gegen den deutschen Nationalismus und den verpreußten deutschen Geist ankämpft. Jenes noch immer nicht abgeklärte Attentat gegen Jos. Smeets, den Leiter der „Rheinischen Republik", einer extrem rheinischen Wochenzeitung, machte auch den nicht Eingeweihten mit einigen Einzelheiten aus dieser Bewegung bekannt. Man sah, daß nicht der bekannte und vielgeschmähte Dr. Dorten der wichtigste Führer der Separatisten sei, sondern eben Smeets. Man merkte, daß Dorten inzwischen reumütig ins preußische Lager zurückgekehrt war, daß er auf seine alte Parole: „Los von Preußen, aber treu beim Reiche" verzichtet hatte und nun in den Chorus der allgemeinen Hetze einstimmte: „In dieser Stunde gibt es nur eines: Durchhalten!" Man erfuhr, wie die preußische Regierung, unterstützt von allen Parteien, vor allem auch den Sozialdemokraten, sich bestrebte, die rheinischen Sonderbündler zu entzweien, wie sie eine neue Gruppe der Bewegung direkt ins Leben rief, um die Anhänger zu verwirren, wie sie nach dem Attentat auf Smeets, dem sein Sekretär Kaiser zum Opfer fiel, Anstrengungen machte, die Tat als Folge der Rivalität zwischen den verschiedenen Parteirichtungen darzustellen, kurz, wie sie alles tat, um die Bewegung zu stärken. Echt preußisches Talent war es von jeher, sich einen Gegner durch plumpe Behandlung großzuziehen, und so haben heute die Franzosen jegliche Aussicht, daß die von Smeets vertretene Hauptgruppe der Rheinseparatisten ihnen einmal die erwünschten Dienste leisten wird.

Smeets und seine Anhänger vertreten die Ansicht, daß mit der Lösung von Preußen nichts getan, daß vielmehr auch eine Lösung aus dem Reichsverband nötig sei. Die „Rheinische Republik" erklärt sich bereit, den Teil der Reparationen auf sich zu nehmen, den alle deutschen Völker als Flucherbe des zerstörenden deutsch-preußischen Militarismus zu übernehmen haben. Denn selbstverständlich muß für die unnötigen Vernichtungen in Nordfrankreich Sühne geleistet werden. Die „Rheinische Republik" wird neutral sein und so das Deutschtum ebenso „wie der andere nichtpreußisch gewordene deutsche Stamm der Schweizer" besser wahren, als es im Reichsverband möglich wäre. Die „Rheinische Republik" wird selbstverständlich aufräumen mit der in Preußen so groß gewordenen Sozialdemokratie; sie wird auf altrheinische, volkstümliche Ideale zurückgreifen und das Volksleben gründlich säubern von allem „halbslavischen" und — jüdischen Geiste, wie ihn die Preußen mit sich gebracht haben. Das ist ein klares klerikales Separatistenprogramm, welches seine Aspirationen auf eine Zusammenarbeit mit der französischen Rechten aufbaut; es ist rückschrittlich in historischer Beziehung sowohl wie in allen kulturellen Auffassungen. Aber es hat Aussicht auf Verwirklichung erlangt, seit die Führer von der preußischen Regierungsmaschine her zwischen die Räder gezogen werden sollen, seit die Hetzpresse der Nationalisten das Bild Smeets in tausend und aber tausend Exemplaren unters Volk gebracht und bekannt gemacht; der Tod Kaisers wurde geradezu ein Markstein in der Geschichte dieser Bewegung. Der Mißerfolg der Reichsregierung kann die Lawine lösen, denn das untere Rheinland ist wie Bayern voll von versteckten separatistischen Instinkten. Smeets rühmt sich, noch keinen Centime von dem Erbfeind der Deutschen angenommen zu haben, so wenig wie von der preußischen Industriemagnatenschaft. Er führt zum Beweis an, daß sein Blatt nur einmal in der Woche erschienen sei und auch weiterhin nur einmal erscheinen könne. Ob dies stimmt oder nicht, von Trier bis Köln und Mainz arbeitet ein Gedanke; es spukt in der „Pfaffengasse des weiland heiligen römischen Reiches".

Wie weit kommt nun die Entwicklung der Dinge im Ruhrkrieg dieser Bewegung entgegen? Stinnes ist in Rom gewesen, hat sich mit verschiedenen Leuten unterhalten, mit amerikanischen Großindustriellen, Finanzleuten und Handelsvertretern, aber auch mit italienischen Regierungspersonen, von Mussolini angefangen bis zu dem und jenem wichtigen diplomatischen Vertreter. Man wußte, daß er Finanzleute und Politiker zugunsten einer Intervention bearbeite. Paris erfuhr von den Bestrebungen Stinnes offiziell alles Wünschenswerte; Mussolini hat nicht den Eindruck, daß die deutschen Magnaten in diesem Kriege Sieger sein werden, er stellt sich entschieden auf die Seite Frankreichs. Die amerikanischen Handelsvertreter am internationalen Handelskongreß in Rom sind schon ein wenig vorsichtiger. Ihr Sprecher hat in sachlicher Weise dargelegt, was wir seit Jahren als das unumgänglich Notwendige bezeichnet haben: Das amerikanische Volk wünscht die Wiederaufnahme der Handelsbeziehungen mit Europa in vollem Maße, und es ist daran, zu prüfen, ob die Streichung der europäischen Schulden gegenüber Amerika mit den dadurch bewirkten Steuererhöhungen für den amerikanischen Bürger nicht der Ausgangspunkt für die europäische Gesundung werden könnte, einer Gesundung, von der auch das Wohlergehen der amerikanischen Wirtschaft abhängt. Das amerikanische Volk muß aber die Gewißheit haben, daß die Defizitwirtschaft der europäischen Staaten aufhöre und daß mit der Inflationsgeschichte ein Ende gemacht wird. Vorbedingung für das Aufhören der Mißwirtschaft ist natürlich eine endliche Fixierung der Reparationen, denn Deutschland kann einerseits nur durch eine internationale Anleihe bezahlen, anderseits aber diese Anleihe nur bekommen, wenn seine Schulden genau fixiert und gehörig reduziert werden. In dem Moment, wo sich die europäischen Regierungen zu einer vernünftigen Regelung der Reparationsfrage entschließen, stehen 23,000 amerikanische Banken bereit, der europäischen Wirtschaft beizuspringen und die Maschine in Gang zu setzen. So sprach der Handel durch seine prominenten Vertreter in Rom, so sähen im Grunde die Vorbedingungen aus, die den Deutschen in den kommenden Auseinandersetzungen zu Hilfe kämen, aber die deutsche Diplomatie hat versagt; auch in Amerika hat sie nicht den nötigen Stimmungsumschwung erreicht, denn sie hat das Wichtigste unterlassen, was zu tun war: sie hat keine klaren Bedingungen bekannt gegeben, sie hat die Verhandlungsbereitschaft nicht genügend ausgedrückt, sie hat in allen Teilen die psychologischen Voraussetzungen der Welt verkannt, hat keinen ihrer Freunde für sich in Bewegung versetzen können. Die Ruhraktion ist für sie so gut wie verloren.

Das hat man denn auch an der mißglückten 200 Goldmillionenanleihe erkannt, die nur zur Hälfte gezeichnet wurde und die so kolossal großzügig gedachte Stützungsaktion für die Papiermark im Rückenmark knickte. Noch hält sich das deutsche Zahlungsmittel hoch, noch benötigen die Franzosen Mark, noch gehen beständig Devisen ins Ausland ab, noch wandert Gold aus, und die hundert Millionen werden die Stützung eine Zeitlang fortsetzen, trotzdem die Notenpresse wie verrückt arbeitet. Eines Tages aber werden sich die Folgen melden; wenn nicht dem vermehrten Geldumlauf eine allgemein vermehrte Kaufkraft der konsumierenden Massen und gleichzeitig genügender Vorrat an Waren entspricht, so folgt die Katastrophe; die Vorbedingungen für die Erhöhung der untern Lohneinkommen sind aber bei der drohenden und zunehmenden Arbeitslosigkeit im Reiche nicht groß, die allgemeine Kaufkraft entspricht also nicht dem vermehrten Markumlauf und die Stockung des Imports hilft die Warenlager nicht füllen. Die bösen Aussichten vermehren sich also. Paris weist mit triumphierender Gebärde auf die fehlenden hundert Millionen der Anleihe hin; Poincaré erklärt neuerdings, daß Paris nur ein direktes Angebot Deutschlands erwarte und auf keinerlei Vermittlung eingehen werde; die englische Regierung verhält sich außerordentlich reserviert, Lloyd George selber hält den Moment nicht für gekommen, um mit seinem Vermittlungsvorschlag vors Unterhaus zu treten und für die Internationalisierung und Neutralisierung der Rheinlande zu sprechen. In der Tat, die Unfähigkeit der deutschen Diplomatie arbeitet mehr als Lloyd George für die „Rheinische Republik". -kh-

Jugendgedenken.

Nach Longfellow von H. Th.

Oft muß ich gedenken der alten Stadt,
Sie liegt am Rande der See;
Und in Gedanken hinauf, hinab
Ich über die Gäßlein und Brücken geh';
Und meine Jugend kommt mir zurück,
Sie trillert ein altes Lied mir vor:
Des Knaben Wille ist wie der Wind
Und wie die Welle das Leben zerrinnt,
Und lange klingt mir das Lied im Ohr . . .

Viel Dinge, von denen die Lippe schweigt,
Umgaukeln betörend mein Herz;
Dann schmilzt in ihm verborgener Trutz
Und es löst im Auge mir sanft der Schmerz
Große Tränen — das alte Lied
Mich leise in seine Wirbel zieht:
Des Knaben Wille ist wie der Wind
Und wie die Welle das Leben zerrinnt
Und lange klingt mir das Lied im Ohr . . .